

## **Bericht des Diakonischen Werkes Sachsens zur Frühjahrssynode 2015**

### **I. Warum braucht die Diakonie ihre Kirche?**

Sehr geehrter Herr Präsident, liebe Schwestern und Brüder,

„damit Bindung gelingt“ – das war 2014 unser Jahresthema und so lautet auch der Titel unsres Jahresberichts, den Sie auf Ihren Plätzen vorgefunden haben. „Bindung“? mag sich so mancher fragen, ging es bisher nicht immer um Bildung und Bildungsgerechtigkeit? Auch. Aber Bildung ist nicht voraussetzungslos – da bohren wir diesmal etwas tiefer. Bildung setzt Bildungsfähigkeit voraus und bildungsfähig, ja bildungshungrig sind Kinder immer dann, wenn sie sicher gebunden sind.

Wir wissen heute: Die sichere Bindung zu einer primären Bezugsperson ist für ein Kind die wichtigste Ressource für den Erwerb von Urvertrauen in die Welt und in die Menschen. Jeder Mensch braucht von Anfang an einen sicheren, emotionalen Hafen, hat ein angeborenes Bedürfnis nach körperlicher und emotionaler Sicherheit. Frühkindliche Bindungserfahrungen sind lebenslang prägend. Sicher gebundene Kinder entfalten ihre sozialen, emotionalen und kognitiven Kompetenzen schneller und entwickeln Resilienz. Die brauchen sie, wenn es später im Leben darum geht, auch mit Schicksalsschlägen und Enttäuschungen umzugehen. Sicher gebunden haben es Kinder schon im Kita- und Schulalter auch hinsichtlich ihrer Persönlichkeitsentwicklung gegenüber unsicher gebundenen wesentlich leichter.

Und wir wissen auch: Viele unserer „Klienten“ sind Menschen mit Bindungsstörungen, hatten als Säuglinge und kleine Kinder mit ambivalenten, unsicheren, manchmal gewalttätigen Eltern zu tun und vielfältige Beziehungsabbrüche zu verkraften. Von Kindheit an lebten sie mit einem erhöhten Risiko des Scheiterns. Viele wurden früh und chronisch traumatisiert. In der Psychiatrie, der Suchthilfe, der Arbeit mit wohnungslosen oder straffällig gewordenen Menschen finden sich große Anteile hochunsicher gebundener Menschen. Auch in der Beratungsarbeit mit Paaren oder in der Erziehungs- und Suchtberatung spielt das Thema „Bindung“ eine große Rolle.

Es ist einfach so: Der Mensch ist ein Wesen, das verlässliche, menschliche Bindung braucht - und wenn er sie nicht findet, bindet er sich trotzdem: an einen Ersatz wie Drogen beispielsweise. Es scheint paradox: Nur ein sicher gebundener Mensch ist ein wahrhaft freier Mensch. Das gilt auch für unsere Bindung an Gott. Zur Freiheit hat uns die Bindung an Christus befreit – so hat es Paulus formuliert. Lassen Sie sich von den vielfältigen Facetten von Bindung, die wir in unserem Jahresbericht aufgegriffen haben, überraschen!

Um das Thema Bindung geht es aber auch, wenn es um das Verhältnis von Diakonie und Kirche geht. Wir als Diakonie wollen und brauchen eine sichere Bindung an unsere „Mutter“ Kirche – auch dann, wenn wir ihr größtmäßig über den Kopf gewachsen sind! OLKR Pilz und ich haben uns für heute vorgenommen, das Verhältnis von Kirche und Diakonie zu beleuchten. Denn die Diakonie ist Lebens- und Wesensäußerung der Kirche. Man könnte auch sagen: Die Diakonie ist die geliebte Tochter von Mutter Kirche. Zumindest sollte sie es sein. Und wir bei der Diakonie wollen gar nicht ohne unsere Mutter sein. Wir können auch nicht anders. Wir brauchen sie. Aber weil wir als verfaßte Diakonie einer ganz anderen Finanzierungs- und Organisationslogik folgen müssen, fühlen wir uns manchmal nicht verstanden. Die Kirche finanziert sich aus Kirchensteuermitteln, die Diakonie muss sich ihr Geld auf dem umkämpften Markt der Sozialsysteme verdienen.

Für die Diakonie ergibt sich daraus der Zwang, unternehmerisch zu handeln, um dem eigenen Anspruch gerecht zu werden. Etwa 3 % der Gesamteinnahmen unserer Landeskirche fließen in die Diakonie. Dabei wird die Berechtigung der Kirchensteuer auch

immer wieder mit den christlich motivierten Hilfsangeboten begründet. Letztlich werden die Leistungen der Diakonie größtenteils vom Staat bezahlt, der das tut, weil er sozialstaatliche Aufgaben entsprechend des Subsidiaritätsprinzips an freie Träger delegiert. Die Diakonie erfüllt daher gesamtgesellschaftliche Aufgaben – und genau an dieser Stelle schlägt uns dann Kritik ins Haus. Vor allem durch den hohen Grad an Refinanzierung diakonischer Arbeit werde das kirchliche Profil der Diakonie immer undeutlicher. Das ist wirklich ein Spagat.

Klar ist: die eigentliche Bindung zwischen Kirche und Diakonie liegt in unserem gemeinsamen biblischen Auftrag. Die Diakonie verleiht der Kirche in einem nicht geringen Maß gesellschaftliches Ansehen und Glaubwürdigkeit. Umgekehrt liefert die Kirche religiöse Orientierung, ohne selbst im gleichen Ausmaß ökonomischen Zwängen unterworfen zu sein. Die Kirche ist eben um des Glaubens willen da, der geweckt und gestärkt wird durch die Verkündigung des Evangeliums und durch die Gabe der Sakramente – so heißt es in der Confessio Augustana. In unserer Realität jedoch haben sehr viel mehr Menschen in ihrem Alltag mit der Diakonie zu tun als mit der verfassten Kirche. Ja häufig ist die Diakonie für sie gleichbedeutend mit Kirche. Und auch die Kirche legitimiert sich gesellschaftlich immer wieder über ihr diakonisches Engagement. Daher verwundert es nicht, wenn auch die Diakonie gelegentlich die Kirchengemeinden laut fragt, ob sie denn noch ausreichend Kontakt mit Menschen haben, die in ihrer Lebensführung Hilfe und Unterstützung brauchen. Das Stichwort von der „milieuverengten“ und „mittelstandsorientierten“ Kirche macht die Runde, wonach das traditionelle Angebot von Gottesdiensten, Gemeindeveranstaltungen, Gruppen und Kreisen immer weniger Menschen anspricht und so letztlich auch keinen diakonischen Nachwuchs „bereitstellen“ kann. Doch in so einer Auseinandersetzung kann niemand gewinnen. Unterschätzen wir als Diakonie das vielleicht manchmal unscheinbare diakonische Geschehen im Alltag unserer Kirchengemeinden? Unterschätzt die Kirche unser missionarisches Wirken in vielen diakonischen Gottesdiensten beispielsweise in Altenheimen oder in ungezählten Mitarbeiterandachten, Morgenkreisen und Diakoniekursen?

Sicher, die Binnenstruktur der Diakonie ist sehr heterogen. Unter unserem Dach vereinigen sich große diakonische Anstalten mit bis zu tausend Mitarbeitenden wie auch Sozialstationen mit nur wenigen Schwestern. Und alle sind in unterschiedlichem Maße in der Kirche verwurzelt. Damit korrespondieren auch ganz unterschiedliche strategische Ausrichtungen.

Die wichtigste Zurüstung für den Weg, den wir als Diakonie gehen, ist zweifellos der biblisch begründete Auftrag, ist das evangelische Profil unserer Arbeit.

Was der Theologe Jürgen Moltmann schreibt, gilt ohne Einschränkung: „Ohne die Reich-Gottes-Perspektive wird die Diakonie zur ideenlosen Liebe, die nur kompensiert und wiedergutmacht. Ohne die Diakonie wird allerdings die Reich-Gottes-Hoffnung zur lieblosen Utopie, die nur fordert und anklagt. Also kommt es in der diakonischen Praxis darauf an, die Liebe auf die Hoffnung und das Reich Gottes auf die konkrete Not zu beziehen. Ohne die Reich-Gottes-Hoffnung verliert die Diakonie ihre christliche Bestimmung und wird in der Praxis und Theorie zu einem Teil der sozialstaatlichen Dienstleistungen.“ (aus: Jürgen Moltmann, Diakonie im Horizont des Reiches Gottes, S. 20) Wie diese theologische Rückbindung der Arbeit unter den ökonomischen Rahmenbedingungen gelingen kann, das bleibt für diakonische Träger eine tägliche Herausforderung.

Was die ökonomischen Bedingungen der sozialen Arbeit und damit auch der diakonischen Arbeit betrifft, so hat sich in den vergangenen Jahren als Folge der Kritik an dem wohlfahrtsstaatlichen Modell der alten Bundesrepublik ein tiefgreifender Wandel vollzogen. Wir sprechen von einer Ökonomisierung der sozialen Arbeit, ja sogar von einer Kommerzialisierung. Im positiven Sinne kann ökonomisches und unternehmerisches Denken in diakonischen Einrichtungen dazu führen, dass die Leistungen möglichst wirtschaftlich erbracht werden, dass mit Ressourcen effizient umgegangen wird, dass Qualitätsstandards entwickelt und auch überprüft werden. Ökonomisch Denken heißt ja im Prinzip mit dem Phänomen der Knappheit umzugehen. Die Erfahrung der Knappheit von Zeit, von Kompetenzen, von anderen Ressourcen, führt manchmal auch zu Innovationen. Doch an vielen Stellen, denken wir beispielsweise an die ambulante Pflege, ist das Maß des Erträglichen längst überschritten. Hier schlägt die negative Seite der „Ökonomisierung des Sozialen“ voll zu: Die Logik von Ökonomie, Wettbewerb und Marktorientierung wird

unkritisch auf Lebensbereiche übertragen, wo es um Beziehung und eben nicht um Waren geht. So wird aus der persönlichen Zuwendung, aus der ursprünglichen Hilfebeziehung eine ökonomische Tauschbeziehung. Hilfe bekommt einen Warencharakter und wird dort geleistet, wo sie wirtschaftlich geleistet werden kann, wo die Refinanzierung gesichert ist, wo das wirtschaftliche Interesse des sozialen Dienstleisters gewahrt bleibt. Die Option für die Armen, die für uns als Kirche und Diakonie so zentral ist, gerät mit diesem Denken häufig in Konflikt. Das spüren wir in der Arbeit der Diakonie heute an vielen Stellen.

Und genau da sind wir auch auf unsere Mutter angewiesen. Gemeinsam müssen wir darauf achten und uns befähigen, diese für Gesellschaft so zentralen, aber nicht refinanzierten Dienste weiter zu tun. In einem säkularen, mehr und mehr gleichgültigen Umfeld müssen Kirche und Diakonie ihre gemeinsame Identität, Kultur, politische und ökonomische Kraft deutlich in die Waagschale werfen – das wünschen wir uns von unserer Mutter. Und das gilt auch auf der lokalen Ebene: Kirchengemeindliches Engagement, evangelische Einrichtungen wie Kindergärten und Schulen, diakonische Dienste und kirchliche Werke am Ort gehören zusammen.

Die Idee der Gemeinwesenorientierung eröffnet angesichts der Wucht des demographischen Wandels wirklich Zukunft. Verfasste Kirche und organisierte Diakonie haben schon aufgrund ihrer breiten Präsenz ein großes Potenzial zur Gestaltung von Sozialräumen als sorgende Gemeinschaften – in Stadtteilen, Kleinstädten und Dörfern. Ebenso haben wir auch in der sozialpolitischen Auseinandersetzung vor Ort Gewicht. Beides dürfen wir nicht ungenutzt lassen, wenn es um den zukünftigen Weg der diakonischen Arbeit und den Auftrag an uns als Kirche geht: wir haben die Quartiere, in denen wir leben und wohnen, mitzugestalten und uns in ihnen als Zentren der Hoffnung, des Glaubens und der Liebe zu bewähren. Hier kommt der gemeinsame Auftrag, Glauben zu stiften und der soziale Auftrag, diakonisch tätig zu sein, zusammen. In dem Ziel, das Gemeinwesen mitzugestalten, können Glaube und Tat nicht auseinanderfallen. Hier können und müssen Mutter und Tochter zusammen stehen. Für diese Vision möchte ich Sie als Synodale und Mitarbeitende in Ihren Kirchengemeinden gewinnen!

Zudem laden wir Sie herzlich ein, am diesjährigen Perspektivwechsel der Liga der Freien Wohlfahrtspflege teilzunehmen. Bereits zum siebenten Mal haben Vertreter(innen) der Politik und Verwaltung, der Gesundheits- und Sozialkassen sowie der Wirtschaft und Medien die Möglichkeit, für einen Tag in sozialen Einrichtungen und Diensten mitzuarbeiten und soziale Arbeit einmal hautnah zu erleben. Das weitet den Blick. Diesmal sollen auch Sie mit von der Partie sein.

Der Perspektivwechsel findet dieses Jahr in der Woche vom 24. bis 28. August 2015 statt und Sie werden ab Mai auf der Internetseite der Liga der Freien Wohlfahrtsverbände in Sachsen eine Datenbank finden mit allen Einrichtungen, die sich auf Ihren Besuch freuen würden.

Warum braucht also Diakonie ihre Kirche? Zusammenfassend lässt sich sagen:

1. Diakonie braucht die Kirche für ihren Auftrag und ihr Profil.
2. Diakonie braucht ihre Kirche um Christen als Fachkräfte zu bekommen und dem wachsenden Bedarf an ehrenamtlichem Engagement in sozialen Arbeitsfeldern zu begegnen.
3. Diakonie braucht die finanzielle Unterstützung der Landeskirche, um Spitzenverbandsarbeit sowie Beratungsangebote und nicht refinanzierte Bedarfe abzusichern.
4. Diakonie braucht ihre Kirche, um so zukunftsweisende soziale Arbeit im Gemeinwesen umzusetzen.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

gez. Christian Schöfeld  
Oberkirchenrat  
Direktor des Diakonischen Amtes

## II. Warum braucht die Kirche die Diakonie?

---

### 1. Kirche ist Diakonie. Diakonie ist Kirche. Ein „Nutz – Verhältnis“ ist eine Verkürzung, die dem Auftrag der Kirche nicht gerecht wird.

Anknüpfend an das von Bruder Schönfeld eben Genannte, will ich in der Umkehrung der Frageperspektive - Warum also braucht Kirche die Diakonie? – zwei Aspekte benennen.

Zuerst sei auf das Wörtchen „Brauchen“ verwiesen: „Braucht“ also Kirche die Diakonie?

Man muss wohl sagen, dass „Brauchen“ eine Verkürzung darstellt, die der Breite und Tiefe der biblischen Tradition nicht gerecht wird und dem Auftrag unserer Kirche auch nicht. Es besteht kein „Nutz“ – Verhältnis zwischen Kirche und Diakonie.

Die Diakonie ist nicht eine Lebensäußerung der Kirche *außer* oder *neben* ihr, sondern sie offenbart eine Seite von Kirche selbst (*nach J.H. Wichern*). Das macht übrigens nicht zuletzt auch unser Diakoniegesetz deutlich, indem es in die Mitte der Gemeinden zunächst jenseits der unternehmerischen Vereinsdiakonie weist: „*Die Diakonie als geordneter christlicher Dienst am Nächsten vollzieht sich zuerst in der Kirchgemeinde.*“ (§4)

Die unternehmerische Vereins-Diakonie mit all ihren enormen Spannungen übernimmt in diesem Denken Aufgaben der Ortsgemeinden. Ein schroffer Dualismus unternehmerische Diakonie und verfasste Kirche ist deshalb nicht die geeignete Weise dieses Verhältnis zu bestimmen.

Auch wenn die jeweils eigenständigen Organisationsformen von verfasster Kirche und unternehmerischer Diakonie Eigenlogiken aufweisen, ist es im Letzten ein Verweisungsverhältnis. Die Strukturen der sichtbaren Kirchen wie der unternehmerischen Diakonie sind dabei auf vielerlei Weise pragmatisch gestaltbar, sind voneinander auch zu unterscheiden, aber nicht zu trennen.

Dies hat auch eine Begründung im diakonischen Selbstverständnis. Wir sagen einerseits: Diakonie hat es mit der Praxis der Liebe in irdischen Kontexten zu tun. Aber es muss eben auch hinzugefügt werden – sie hat auch zu tun mit der Liebe Gottes zur Welt.

Die implizite theologisch - sozialetische Dimension muss ergänzt werden um eine explizite verkündigende, hinweisende, Zeugnis gebende Dimension. Beide Pole müssen in der diakonischen Praxis immer wieder zusammengeführt werden.

Mir ist deshalb sehr einsichtig, dass – wie Karl Barth das einmal formuliert hat – vor einer „stummen, aussageunfähigen Diakonie“ zu warnen ist.

Die starke Wahrnehmung von Kirche über ihre Diakonie ist sicher eine sehr große Chance für uns. Sie kann aber eben auch zu einer verkürzenden Ethisierung des Glaubens führen. Die Reduktion des christlichen Glaubens auf das rechte Tun ist theologisch ein Ärgernis und für die Kirche wie für die Diakonie verstellend.

Anders gesagt: Das Wort des gekreuzigten und auferstandenen Christus darf nicht mit Sozialpragmatismus zuwuchern.

Im Übrigen ist auch diakoniewissenschaftlich mehr denn je geboten diese Begründung vital zu halten. Denn soweit ich das überblicke ist es doch so, dass bezüglich der

Auseinandersetzung mit ethischen Standards und Grundsatzentscheidungen das diakonische Handeln sich mehr denn je ganz anderer, dezidiert auch nichtchristlicher und dem biblischen Menschenbild entgegen gestellten Auffassungen ausgesetzt sieht.

Da ist ein reflexives Gespräch aus dem Glauben heraus notwendig. Und zwar nicht aus einem theologischen Zirkel heraus, sondern diese Debatten müssen inmitten der diakonischen Werke und Einrichtungen geführt werden, von Menschen, die mit ihrem eigenen Tun und Glauben darauf überzeugende Antworten geben können und sich als sprachfähig erweisen.

Wann beginnt Leben? Wie sieht ein würdiges Pflegen und Sterben aus? Wie gelingt diakonisches Lernen in unserer Gesellschaft? Muss Pflege nicht mit mehr zu tun haben als mit dem Leib und ein Beziehungsgeschehen darstellen? Die Reihe lässt sich fortsetzen.

Die diakonischen Herausforderungen der Zukunft liegen sicher nicht nur in der Bedarfs- und Kostendeckung. Die diakonische, biblische Stimme wird viel grundlegender gefragt sein.

Denn es ist doch so, dass die Krise der sozialen Sicherung nicht nur eine Krise des Sozialstaates in seiner institutionellen und rechtlichen Gestalt ist, sondern sicher auch eine Krise ihrer ethischen Grundlagen. Menschen sind nur sehr bedingt „marktgängig“.

Wenn wir das wachhalten – richtet sich ein hoher Anspruch (wie schon jetzt) an Kirche wie Diakonie. Es wird da kaum unterschieden. Zu Recht.

Es sei daran erinnert, dass die reformatorischen Kirchen - im Kontext der beginnenden Überhöhung des Menschen und der menschlichen Möglichkeiten - mit Nachdruck auf die Bedürftigkeit und Begrenztheit menschlicher Existenz hingewiesen haben.

Dieser Nachdruck ließ sich dann mit dem Begriff der Rechtfertigung deutlich machen. Die Übersetzung dieser Einsicht in diakonisches Tun und ins Lebenspraktische ist aktueller denn je.

Diese theologischen Korrekturen können aber eben nicht aus einem Annex heraus formuliert werden – sie müssen aus den Werken und diakonischen Einrichtungen selbst, aus deren Mitte kommen.

Vor dem Hintergrund also, dass Diakonie im christlichen Glauben ihre Begründung und entscheidende Prägung erfährt, ist Diakonie ein kirchlicher Dienst.

Es ist m. E. unaufgebbar: Diakonie hat nicht eine Kirche, sie ist Kirche. Und Kirche hat nicht eine Diakonie – sondern ist Diakonie.

Wir wissen natürlich um die großen Schwierigkeiten und Herausforderungen die dies birgt – im Dreieck von Theologie, Professionalität und Sozialmarkt. Wir wissen um die immer schwieriger werdende Rolle der Diakonie als betriebliche Organisation, politischer Arbeitgeber und eben Kirche. Die Spannung reicht von Ausgründungen, dem Begriff der Marktgängigkeit, bis hin zu dem genannten Zeugnisdienst des diakonischen Tuns der Kirche.

Diese Spannung gilt es aber auszuhalten und nicht pragmatisch aufzulösen (vermutlich reichten die zwei Silbergroschen, die der barmherzige Samariter dem Wirt gab, nicht wirklich für die Pflege ...).

Wir stehen jedenfalls als einzelne Christenmenschen mit unserem Leben und auch als Gemeinden nicht außerhalb dieser Spannungen, sondern sind ein Teil davon. Die Frage also, ob nicht die unternehmerische Diakonie die Kirche zur Selbstsäkularisierung zwingt, ist

eine Frage, die gestellt werden muss, aber die auch nach innen gerichtet ist – in die Mitte unserer Kirche. Es ist auch eine Frage an die Bereitschaft der Kirche, ob und wie sie auch unternehmerische Risiken mitträgt.

Das Kronenkreuz der Diakonie ist ein ausgesprochen spannungsvolles Zeichen mit den beiden Bögen (welche ursprünglich als Anfangsbuchstaben für „Innere Mission“ standen).

Will sagen: Unsere Ganzheit setzt sich aus vielen gelungenen Halbheiten zusammen. Wir und auch die Diakonie sind nicht Erlöser der Welt, aber gelegentlich Brot für die, die es brauchen. Sie ist Trost für die, die den Trost brauchen.

Es gibt halt auch eine gefährliche Selbstentmutigung: Man starrt auf das eigene Ungenügen und ist fasziniert davon.

Die Hoffnung ernährt sich aber vom kleinen Gelingen. Das ganze Gelingen ist uns nicht versprochen.

**2. Wenn es dann doch um ein „Brauchen“ gehen soll, dann so, dass die Diakonie den christlichen Glauben (und die Theologie) immer wieder in die Lebensrelevanz verweist. Es besteht kein Nutzverhältnis, sondern eine wechselseitige Verwiesenheit.**

Die Mitarbeiter/innen der Diakonie arbeiten auf den Feldern großer Lebensniederlagen. Sie haben es mit Süchtigen zu tun, mit Jugendlichen, denen schon früh die Hoffnung genommen sind, mit Kranken und Sterbenden, mit Menschen in tiefen Krisensituationen.

Wir leben allerdings in einer Gesellschaft, die Niederlagen nicht liebt. Wir leben in einer Gesellschaft, deren Wissen groß und deren Weisheit recht schwach ist, eine Gesellschaft, in der vor allem Stärke und Ganzheit gewürdigt werden und die sich hauptsächlich in ihrem Können und Gelingen einleuchtet.

Eine Gesellschaft, die sich in ihren Stärken einleuchtet, in ihren beruflichen Stärken, in ihrer Gesundheit, in ihrer Gepflegtheit und Schönheit und in ihrem Funktionieren.

Der diakonische Zeugnisdienst hält inmitten dieser Gesellschaft lebendig – und rückt es immer wieder hoffentlich in die Mitte unserer Kirche - was wir in unseren Bekenntnissen formulieren: Gnade.

Gnade heißt, dass ich bin, weil mir zu meinem Sein verholfen wird. Gnade kann zeugnishaft die Diakonie übersetzen: Es ist mir erlaubt, ein bedürftiges Wesen zu sein.

Kirche und Diakonie ist deshalb nicht im Verhältnis der jeweiligen Zu- oder Unterordnung. Eher im Bild des ausgestreckten Armes der Kirche in die Gesellschaft wird es passend.

Es kann keine Kirche geben, die nicht diakonisch ist. Und keine Diakonie, die nicht kirchlich ist. Keine Kirchgemeinde auch, die sich nicht als diakonisch versteht und kein diakonisches Werk, welches sich nicht als Teil der Kirche sieht.

In dieser Verwiesenheit wohnt die große, unbedingte Schönheit unserer ganzen Kirche.

Im 10. Kapitel des Matthäusevangeliums wird die Geschichte der Berufung der zwölf Jünger erzählt, und Jesus erklärt ihren Auftrag:

„Er rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen Macht über die unreinen Geister, dass sie die austrieben und heilten alle Krankheiten und alle Gebrechen... geht aber hin und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.

Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt böse Geister aus!“

Zwei Aufgaben erhalten die Jünger: die Predigt der nahen Ankunft des Reiches Gottes und das Wirken der Zeichen des Reiches Gottes.

Die Predigt allein, Worte und Versprechungen allein, wecken noch keine Hoffnung. Die Worte sind die *eine* Art, das nahe Reich Gottes anzusagen. Die andere Art der Ansage sind die großen Zeichen. Die Versprechungen Gottes sollen *augenscheinlich* werden – an Leib und Seele.

Warum also braucht die Kirche Jesu die Diakonie?

Jesus war jedenfalls kein Spiritualist.

In seiner Nähe wurden Blinde geheilt, Lahme gingen aufrecht und Trauergeister wurden vertrieben. Er war und ist Diakoniker.

Vielen Dank.

gez. Burkart Pilz  
Oberlandeskirchenrat  
Ev.-Luth. Landeskirchenamt Sachsens